

Die Zeitschrift

Nr. 5

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1912

Der Ausweg.

Erzählung von Ernst Preczang.

Das Mädchen deckte den Tisch. Frau Kollon schlug noch ein wenig verbläut, die Augen auf. Ihr Sohn stand vor ihr. „Wünsche wohl gerührt zu haben, Mutterchen.“

„Du Emil?“ Sie sprang verwirrt auf und ordnete das wärlche Saat und die verentlichte Saube. „Wie wät ist es?“

„Sals drei.“

„Ja, siehst Du, ist das nun eine Zeit zum Mittagessen? Du brauchst Dich wirklich nicht zu wundern, wenn ich ein wenig einmide.“

„Ich gönne es Dir, Mutter.“

Sie fingerte immer noch an ihrer lahren Saube herum: „Wenn wir das Essen wenigstens regelmäßig auf ein Uhr aufrichten könnten.“

„Du weißt, daß ich nicht immer Herr meiner Zeit bin, Mutterchen. Außerdem: hohe Herrschaften essen nun einmal wät.“

„Hohe Herrschaften!“ Der starrte mit der weißen Saube nicht ironisch, während die Augen ihr kritisch umsterten. „Hohe Herrschaften! Wann wirst Du Dir den Bart schneiden und das Saat wieder lassen?“

„Heute noch, Zeit, Mutter, Zeit.“

„Ach, Zeit. Nimm sie Dir, dann hast Du sie. Hohe Herrschaften! Das Jackett hängt Dir wie ein Saad um die Schultern; die Weste hat mehr Saaten als mein Gesicht, und Dein Chemise! — ja, was ist das, Emil? Hast Du heute Steine getragen? Und dort — das ist ja Mut!“

„Mut?“ Er trat vor den Spiegel. „Ja, da habe ich wohl ein paar Spritzer abgefriegt.“ Er ging ins Nebenzimmer.

„Ich kleide mich schnell um.“

„Der knall!“ sagte Frau Kollon; sie sprach durch die angelehnte Tür. „Es ist wieder ein Unglück passiert, Emil? In der chemischen, nicht wahr? Ich hörte es knallen. Nicht sehr, aber —“

„Ja, es ist wieder ein Unglück passiert, Mutter.“

„Und?“

„Das dritte innerhalb zwei Monaten.“

„Und?“

„Wollen wir nicht lieber erst essen? Es verschlägt Dir den Appetit.“

„Nein, sprich nur. Wieviel Lose?“

„Zwei, Tomatschaf und Braun — sie waren öfter hier. Zwei schwer, einer leicht

verleert. Ich kam kurz darauf mit dem Saad vorbei. Man rief mich hinein.“

„Und — ist Sonntag?“

„Bei dem Lichtverfehlen natürlich.“ Doktor Kollon trat wieder ein; seine Mutter verbeugte sich vor dem düheren Gesicht. „Unter wem sollen wir Brüder folgen, der andere einstrawel werden. Wo ist da die Sonntag Mutter? Bei dem, der nicht wahr?“

„So sprichst Du — als Arzt?“

„Als Mensch. Es wäre übrigens sehr gut, Mutterchen, wenn der Arzt den Menschen in eine Miste packen und auf den Boden stellen könnte.“

„Ja, ja.“ Sie senzte und sah ihn an. „Du bist in der hancere Mensch sehr hin.“

„Ich habe dich verliert.“ Er schmeichelte sich mit einem Schwabenzug.

„Du hast mich verliert.“ Er schmeichelte sich mit einem Schwabenzug. „Du hast mich verliert.“ Er schmeichelte sich mit einem Schwabenzug.

„Beide?“ Er sah nach dem Saad. „Ja.“

Er schmeichelte sich mit einem Schwabenzug. „Du hast mich verliert.“ Er schmeichelte sich mit einem Schwabenzug.

„Ich habe dich verliert.“ Er schmeichelte sich mit einem Schwabenzug. „Du hast mich verliert.“ Er schmeichelte sich mit einem Schwabenzug.

„Ich habe dich verliert.“ Er schmeichelte sich mit einem Schwabenzug. „Du hast mich verliert.“ Er schmeichelte sich mit einem Schwabenzug.

„Ich habe dich verliert.“ Er schmeichelte sich mit einem Schwabenzug. „Du hast mich verliert.“ Er schmeichelte sich mit einem Schwabenzug.

„Ich habe dich verliert.“ Er schmeichelte sich mit einem Schwabenzug. „Du hast mich verliert.“ Er schmeichelte sich mit einem Schwabenzug.

„Ich habe dich verliert.“ Er schmeichelte sich mit einem Schwabenzug. „Du hast mich verliert.“ Er schmeichelte sich mit einem Schwabenzug.

Die Sonne wurde von einer riesigen grauen Wolke verdeckt, die dem Südwesten heraufzog.

Als Doktor Kollon sein Rad betreten wollte, riefen die einen seinen Tropfen. Er lehnte noch einmal um und nahm die wasserdichte Bekante. Dann rief er ein dem halberigen Platon dann durch die engen, gradlinigen Gassen, die wie ein Netz die Leber umgaben. Dies war der höchste Teil der Stadt, aber seine Jugend erblühen bereits alt und blindig und war jeder Schönheit bar. Schnell wie die Larven des Ortes waren die Wollkäulen ihrer Arbeiter emporgelassen. Am Platze schon der Funken von den Runden, und Rauch und Staub der Fabriken Heben an Manern und Keulern und lauchten ganze Säulenreihen in ein



Charles Dickens.

einiges schmutziges Glas. Die giftigen Dünste, die den Auspuffrohren, den Retorten und hohen Öfen entsquollen, verfolgten die Schaffenden bis in ihre Wohnungen, und es hing nur von der Richtung des Windes ab, ob die Fenster geöffnet werden durften oder nicht.

Um diese Arbeiterstadt in Saft aufzuführen zu können, schien ursprünglich nur ein Plan eines Hauses hergestellt worden zu sein. Nach ihm hatte man die Häuser sozusagen fabrikmäßig erzeugt und in langen Reihen nebeneinander aufgestellt; denn sie ähnelten einander fast alle und unter zehn waren sechs völlig gleich. Nur die zahlreichen kleinen Läden und Budiken im Erd- und Kellergeschöß gaben hier und dort den Gebäuden einen Anhauch zu eigener Physiognomie.

Der äußeren Reihlichkeit entsprach die innere Uebereinstimmung. Ein grauer Hausflur zu ebener Erde, ungetrichene, grob zugebaute Treppen — man sah auch ihnen die Saft ihrer Entstehung an — enge, düstere Stiege, auf die zahlreiche Fenster mündeten; Wohnraum neben Wohnung, Parterre und erste Etage, zwei oder drei Mieter — hier wohnten die Ladenbesitzer und Vorarbeiter aus den Fabriken, höher hinauf, fünf oder gar sechs Parteien. . .

Doktor Kollen stellte sein Rad in einem Loden unter und stieg zwei Treppen empor.

Eine stille, ernste Frau empfing ihn.

„Er phantasiert,“ flüsterte sie.

Kollen ging geradeswegs in die Wohnstube. Hier standen zwei Betten nebeneinander. An dem einen ruhte der Verwundete mit verbundenem Kopfe. Ein zweiter Verband deckte die linke Schulter und den Oberarm.

Der Arzt hob das Thermometer unter den rechten Arm des Kranken und prüfte die Bandage. Der Verwundete murmelte unverständliche Worte vor sich hin und bewachte die Hände.

„Er hat Fieber,“ sagte die Frau.

Kollen nickte, sah noch einmal genau nach dem Thermometer und gab der Frau einige Anweisungen.

„Neh spreche heute abend noch einmal vor, Frau Hoeh.“

Sie ergriff seine Hand und sagte mit zitternder Stimme: „Wird er . . . Herr Doktor . . . wird er noch mal?“

„Was jest ist kein Grund zu Befürchtungen. Das heist,“ er strich sich nachdenklich mit der Hand übers Haar, „Befürchtungen . . . Sie müssen sich immerhin darauf gefast machen, daß . . . ja, Frau Hoeh, so kräftig, wie er war . . . ich glaube nicht . . .“

Sie bewegte ergeben die Hand, als sei dieser Umstand geringfügig: „Wenn er man leben bleibt, Herr Doktor.“

„Ja, das . . .“ Er blickte sie einen Moment, mit seinen tiefliegenden, seltsamen Augen an, schüttelte ihr die Hand und ging.

Und dachte, während er die Treppe hinabstieg: Er wird seine Arbeit aufgeben müssen, wird ein paar Mark Meute erhalten und mit Wachstreichbölzern handeln oder eine Treborzel wielen oder irgend etwas anderes tun, wozu man nicht zwei gesunde Arme braucht. Vielleicht findet er überhaupt keinerlei Beschäftigung, und er muß Betteln gehen. Dann wird ihn die Polizei einschicken. Er wird von neuem betteln, ja, was solt er tun? Immer wieder wird er an freude Türen klopfen und endlich im Arbeitskaufe enden. . . . Oder er läßt sich von seiner Frau ernähren; sie scheint noch kräftig und energisch zu sein. Wird vielleicht hilflos, kraftlos im Müßiggang, trinkt. . . . So oder so — ein kleines Leben. . . .

Doktor Kollen setzte sich auf sein Rad. Ein feiner Regen sprühte ihm ins Gesicht; die Tropfen hingeln sich in Haar und Bart und benetzten seine Hände, die auf den Griffen der Lenkstange ruhten. Es war eine holperige Fahrt auf dem mehrbenen Pflaster. Zuweilen machte

das Rad einen kleinen Sprung, und das Wasser sprühte aus den Röhren empor.

Er sah nach oben. Nun war der Himmel fast schwarz geworden und ruhte wie ein dunkler Deckel auf diesen engen, grauen Straßen, die ihm wie ein unterirdisches Labyrinth erschienen, aus dem man vergebens einen Ausweg ins Helle, Sonntige, Freudige suchte.

Am Fluß des Samtes, vor dem er absteig, drängte sich eine Anzahl Frauen in klüßterndem, eifrigem Gespräch dicht zusammen.

Sie machten ihm einen Platz und erwiderten seinen Gruß kurz und leise.

Er war schon einige Stufen hinauf, als eine ihm nachrief: „Der is alle, Herr Doktor. Da brauchen Sie gar nich erst rausgehen.“

Und eine schrille, höhnische Stimme sagte: „Na, die Dokterich! Die können doch keine Tote uffbeweden!“

„Nicht!“ Eine dritte Frau sprach. „Nicht Hoß, wie die Möllern schreit! . . . Nicht!“

Hinter Doktor Kollen wurde es still, aber die Treppe hinauf, ihm entgegen, drangen qualvolle, seltsame Töne.

Es war kein Schreien, sondern ein tiefes, blinartiges Aufschlucken, das ersticht wurde und immer von neuem laut und schrill ausbrach und scharfartig durch das Haus zitterte.

Kollen meinte, diese Senzler müßten sich wie strahlen in die Wände graben, und er zögerte einen Augenblick, ehe er in die offene Tür der Wohnung eintrat. Alle Türen waren geöffnet. Die Frau des Toten hier wie irrsinnig aus einem Mann in den anderen. Die Tränen stürzten fortwährend aus ihren Augen, ihr Gesicht verzerrte sich frampfhaft, und wenn sich einer jener lauten, fürchterlichen Senzler empor drängte, biß sie verzweifelt in ein Taidentuch.

„Tot! Tot!“ schrie sie.

Ein kleiner, dicker Mann mit rotem Gesicht, redete lebhaft auf sie ein, ließ dann hilflos die Arme sinken und schüttelte den Kopf.

„Sie hört gar nich, Herr Doktor. Was ich auch saage, es is alles egal. . . . Marie, sei doch mal nen Augenblick still! Der Doktor is hier! . . . Marie! . . . Es ist meine Schwester, Herr Kollen. Ja, ich bin der Bruder von ihr und komme vorhin bloß mal ran, weil mir das Unglück erzählt wurde . . . na, und da war er eben gerade hinübergangen. Es ist schrecklich für sie, Herr Doktor. Drei Kinder, das älteste sieben Jahre, das jüngste acht Monate. Was da werden soll. . . .“

Er ließ den Arzt in die Stube treten, wo der Tote lag, und schloß hinter sich die Tür.

Kollen suchte zusammen: „Aber die Augen! Warum drückten Sie sie ihm nicht zu?“

„Sie — sie waren zu . . . wahrhaftig, ich habe . . . aber sind wieder aufgegangen.“

Der Tote hielt die Augen starr gegen das Fenster gerichtet. Grau war es da draußen, und der Regen rieselte in dünnen Bächen an den Scheiben entlang.

Der kleine Mann schüttelte sich und sagte mit zitternder, flüsternder Stimme:

„Wissen Sie, wo er hinkuck? Nach der Fabrik. Als ob er sagen wollte: ja, nu habt ihr mich glücklich um die Ecke gebracht mit eurem stinkigen Zeug, woraus ihr Gold macht! Nu habt ihr —“

Er verstannte jäb und horchte nach der Stammerkür. Ein Weinen wurde von dort hörbar.

„Die Kinder hab ich in die Stammer geiperrt wegen ihrer Mutter. Die macht sie sonst ja rein verrückt mit ihrem Schreien.“

Er öffnete die Tür. Das jüngste Kind schlief im Kinderwagen. Auf einer Fußbank nahe der Tür saß ein siebenjähriges Mädchen und hielt einen vierjährigen Jungen dicht an sich gepreßt; beide weinten.

„Zeid doch still. Berta, Willi!“ Der Schwager des Toten freischelte ihnen die Köpfe.

„Es hilft doch nu nich — es hilft doch nich.“ Die Tränen ließen ihm über das rote Gesicht von draußen drang wieder ein lauter Senzler der Mutter herein, da kehrte er sich um in der Tür, hob die Faust gegen die Fenster hin und schrie: „Wer macht denn das nu wieder an hier, was? Ihr doch nicht! Für Euch sind nu bloß Fabrikhütter.“ Sein gutmütiges Gesicht verzerrte sich, er lachte höhnisch: „Kommt ja nur nu paar nich an. Sind genug da.“ (son w.w.)

Charles Dickens.

Von Rudolf Franz.

Die eigentlich humoristische Literatur der bürgerlichen Geschichtsepoche beginnt erst mit dem neunzehnten Jahrhundert. Sie beginnt mit dem Augenblick, wo die Bourgeoisie ihre ökonomische Emanzipation im weitlichen Bollzogen und den stammi für politische Ideale eingeleitet hat. Die sogenannten Humoristen der früheren Zeit, etwa die Engländer des achtzehnten Jahrhunderts, sind vorwiegend Satiriker; sie zeigen die Merkmale eines rochellichen, angriffslustigen, kämpfenden Stalls, sind bitter, leidenschaftlich, scharf, radikalismusslos heftig. Die englische Bourgeoisie in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts hat aus Engels 1815 in seinem Werke über: „Die Lage der arbeitenden Stöße in England“ tief gelehrt, namentlich in bezug auf ihr Verhältnis zu dem damals aufkommenden industrieproletariat. Dieser englischen Bourgeoisie, nachdem sie sich ökonomisch einarricht hatte, war es nicht möglich, die Not des Proletariats zu übersehen; aber ebensowenig war es dieser kapitalistenklasse und ihren Anhängern möglich, diese Not ernsthaft zu bekämpfen, denn das hätte Opfer erfordert die zu bringen man sich schönstens bedankt haben würde. Und so kam denn jene Literatur, deren Meister Charles Dickens in zur gegebenen Zeit, und man jubelte ihr so gleich mit Begeisterung zu. Ein harmloser deutscher Biograph schildert den Erfolg des Dichters ganz naiv in heffender Weise: „Man hatte bisher nur Schilderungen der vornehmen Welt zu lesen bekommen, nur das Treiben der höheren und höchsten Schichten kennen gelernt. Hier fand man sich in vertrautere Sphären veretzt, hier fühlte man sich so gleich heimlich, man erkannte so gleich, daß man all die Figuren, die einem hier begegneten, schon selbst gesehen hatte, sie alle Tage sah, sie wohl gar persönlich kannte, ohne ihnen vorher Aufmerksamkeit gewidmet zu haben. Die naturwahre Schilderung des alltäglichen und alltäglichen Lebens verblühte und entzückte zugleich. Die Tendenzen, die Lage der Bedrückten mit Liebevollen Humor zu erklären, war ganz neu, und zum ersten Male wurde man darauf aufmerksam gemacht, daß arm und schlecht weiser sei. . . . Hier fand man eine Gesandtheit der Anschauung, der Lebensanschauung, die neu belebte, Satire ohne Bitterkeit, sprudelnde Lanne, zündendes Genie und ein wahrhaft homerisches Gefallen an guter Speise und gutem Trank: das alles paarte sich hier mit einer göttlichen Liebe, der keiner der wunden Punkte im Menschen entging, die aber beim wunden auch an Hilfe nicht verzweifelte. Nicht ein bewillkommene man hier den geborenen Schriftsteller der englischen Familie, den Volkschriftsteller im edelsten Sinne des Wortes.“

Das heißt, aus dem verschwommenen Stil eines deutschen Bürgers ins Deutsche übertragen: Die englische Bourgeoisie hatte

den Mann gefunden, der ihr mit Sinn über den Abstieg des Glends hinweghalf, der ihr die bittere Pille der nun einmal nicht aus der Welt zu lenquenden proletariſchen Not von Stipendialsnaden durch humoristische Zitate verſüßte. Das war die „Geſundheit der Lebensauffassung“, zu der ſich die ökonomiſch hinaufgeklangelte Bourgeoisie in ihrem „Vollschrittsteller im edelſten Sinne des Wortes“ durchzwingen halfte, nachdem in der letzten Utopiarepoche ihre Stämme und Leiden während der induſtriellen Revolution in dem Bewußtſein eines Byron, in der Muſik eines Keats ſich ihren dichterischen Ausdruck gefunden hatten. Und auf dieſer so beſchatteten Wodennität ſeines Stiles beruhte der nun umgebene Erfolg, den Dickens fand, und der ihn an der gründlichſten Lage emporriß, um ihn ſelbſt zum reichsten Manne und zum berühmteſten Dichter ſeiner Zeit zu machen.

Charles Dickens wurde als Sohn eines Rentiers im Marinequartier am 7. Februar 1812 zu Landport bei Yarmouth geboren. Von Kinderreichtum war die Familie am wenigsten reich, denn der Vater bezog jährlich ein Gehalt von 350 Pfund, also etwa 7000 Mark. Später erhielt er aber nur eine geringe Pension, und 1822, als Charles zehn Jahre alt war, kam es zum finanziellen Zusammenbruch. Der Vater erhielt ein ziemlich schlechter Charakter gereizt zu dem Rausch gleich die Dickens Biographen ihn zu reizen und Dickens ſelbſt ſich möglichst schonend und liebevoll über ihn ausdrückt. Immerhin gibt er aber die „Leichtigkeit eines Temperaments“ zu, so gewinnt man doch von diesem Manne den Eindruck, daß er das Urbild jenes Mr. Micawber in den Dickens im „David Copperfield“ als einen aufmüthigen, aber überaus leichtſinnigen Menſchen mit ſo glänzender Komik ſchildert. Eine noch viel geringere Meinung, als er ſie im heißen Dreyen von ſeinem Vater hegte, muß Dickens von ſeiner Mutter gehabt haben. Geſieht er doch ſelbſt einmal in der Erinnerung an die Zeit, wo es ſich um eine Weiſerung der Verhältnisse daronn handelte, ob der Knabe in die Schule gehen oder auch weiterhin im Geſchäft (d. h. als Packman in einer Schwelchebehandlung) tätig ſein ſollte: „Ich ſchreibe nicht mit Empfindlichkeit oder Zorn, denn ich weiß, wie dies alles zusammenwirkte, mich zu dem zu machen, was ich geworden bin; aber ich habe nie vergeſſen, daß meine Mutter ſich mit Wärme dafür erklärte, mich wieder ins Geſchäft zurückzuziehen.“

Tatsächlich ſoll Dickens ſeine Mutter in der Fe - Wickley porträtieren haben, einer ſchwachſinnigen, dummen und bohnmäßigen Perſon.

Als Charles zwei Jahre alt war, zog die Familie nach London, und abermals zwei Jahre später, 1816, nach Chatham, in deſſen ländlicher Gegend der Knabe die erſten ſtarken Eindrücke empfing. Er kränkelte oft und ſah ſich ſchon dadurch von den Spielen ſeiner Freunde ausgeſchloſſen; ſo wurde er ein leidenſchaftlicher Bücherwurm, wobei denn frühzeitig auch ſeine außerordentliche ſchaufpielerische Begabung genährt ward, wie er ſelber ſagt: „Geſchichtſteller habe ich ſchon als bloßes Kind, ſchaufpieler immer.“ 1821 wurde der Vater nach London verſetzt, und nun ging das Glend an. Charles verwaſtete mehr und mehr, erhielt aber gleichzeitig jene unvergeßlichen Einblicke in das großstädtliche Glend, deren Wiedergabe dann zu ſeiner Popularität ſo ſehr beitrug. Schließlich wurde der Vater in das Schuldgefängnis abgeführt, das ſo in mehr als einem Momente des Dichters väter eine bedeutende Rolle ſpielte. Erſt nach längerer Zeit, in die auch die Tätigkeit als Packman fällt, kam Charles wieder in eine Schule, die er mit fünfzehn Jahren endgültig verließ, um bei einem

Rechtsanwalt Zuhörer zu werden. Und ſeine Kenntnis des Advocatentreibens hat er immerhin, manchmal zwar ziemlich boshart berichtet. Er ſchmachtete inzwiſchen nicht ſehr weitere Ausbildung und beſchloß, nach London zu kommen, ſo bald er ſeine Tätigkeit im Ausland ſohn abbehalten konnte er ſie. Mit eberner Energie trat er in die Übernahme der Zehnmarkelien, die er ſo auch in halb biographiſcher „David Copperfield“ ſchildert: „Die Tenen, ſuchen, die durch Dinge mit Feuten kann zu werden, welche in dieſer Stellung der Pore in einem Stellung etwas aus, andere Bedenken, die unterſchiedlichen Stellen von ihre unterliegen ſuchen; die unabhägige Pore von einem unumkehrbar zum an anderer Stelle, so alle würde mich nicht um zu werden. Zehnmarkelien, die er ſelber im Jahr 1821 im „David Copperfield“ ſchildert: „Ich ſchreibe nicht mit Empfindlichkeit oder Zorn, denn ich weiß, wie dies alles zusammenwirkte, mich zu dem zu machen, was ich geworden bin; aber ich habe nie vergeſſen, daß meine Mutter ſich mit Wärme dafür erklärte, mich wieder ins Geſchäft zurückzuziehen.“

Dieſe ſchlechte Stellung, bei der ein mittelmäßige Geſamtheit von 10 Mark pro Woche jeder Arbeiter eine kleine Pension für einen jungen Mann bezog, ſollte ſich nicht umgeben mit dem Glend ſehen. Ich habe ſich aufgeführt, eine der ſchlechten ſich dem Glend einer Arbeiter im Jahr 1821 im „David Copperfield“ ſchildert: „Ich ſchreibe nicht mit Empfindlichkeit oder Zorn, denn ich weiß, wie dies alles zusammenwirkte, mich zu dem zu machen, was ich geworden bin; aber ich habe nie vergeſſen, daß meine Mutter ſich mit Wärme dafür erklärte, mich wieder ins Geſchäft zurückzuziehen.“

1833 erdienter ein paar kleine Ziegen von „Boy“, denn unter einem Pionier von Charles Dickens erzählt. Man wurde er ſehr schnell bekannt, und als 1836 die „Ridgway“ in Liefermaßen zu erſcheinen begann, war ſie Verfaſſer in wenigen Monaten der geſteigerte Schriftſteller in dem England. Damals hat er auch geheiratet, aber ſeine Ehe mit, obwohl er in zwanzig Jahre lang anhielt, nur eine fortgeſetzte Entſcheidung für ihn gewesen. Das ſprach nicht wenig zu der nun beginnenden Maßlosigkeit ſeines Lebens bei. Er unternahm ausgedehnte Reiſen, beſonders nach Italien und Nordamerika. Zugleich entſtand eine ſchlechte literariſche Fruchtbarkeit, gründete Zeitſchriften und Zeitungen und warf ſich schließlich auch auf die Täßigkeit als Verfeiler ſeiner eigenen Werke. In dieſer Eigenſchaft hat er in England und in Nordamerika Triumphe geſeiert wie ein berühmter Tenor und mindestens ebenſo große Reichümer erworben wie ein ſolcher; beſtraf doch die Entnahme aus einer einzigen Vorleſung in Weſton einmal gegen 70 000 Mk. Dickens „arrangierte“ für dieſe Vorleſungen beſonders geeignete Epöden aus ſeinen Romanen und ſtudierte einen Vortrag mit beſonderer Sorgfalt ein, wobei ihm ſeine ſchon vielerſehen Fähigkeiten, die er durch häufige Beranſtaltung von Liebhaber-Vorleſungen noch weiter entwickelt hatte, ſehr zuſtatten kamen. Zweifellos hat dieſe münche Talent auch dem

Dichter Dickens ſelbſt genügt, wie schon die außerordentliche Anſprechbarkeit beweist mit der er ſeine Perſonen und ihr Geſchaben charakteriſiert.

Nur den herbeſten materiellen Erfolg hat Dickens mit ſeiner Tätigkeit zu verleben, und man ſich ſelbſt daran erinnern, daß er ſie bis zum Tode und ſeiner Jahre der vornehmlichen Zeit in England einen ſchlechten Aufſtand von London mit ſich brachte. Eine große Anzahl Aufſtände er den Vorleſer in der ſelben Zehner zu ſuchen und auch in einer Vorleſer-Tournee. Er ſchreibe nicht mit Empfindlichkeit oder Zorn, denn ich weiß, wie dies alles zusammenwirkte, mich zu dem zu machen, was ich geworden bin; aber ich habe nie vergeſſen, daß meine Mutter ſich mit Wärme dafür erklärte, mich wieder ins Geſchäft zurückzuziehen.“

Charles Dickens war ein großer Dichter in ſeiner Zeit, und man wird ſich nicht wundern, daß er ſich ſelbſt zum reichsten Manne und zum berühmteſten Dichter ſeiner Zeit zu machen. Er ſchreibe nicht mit Empfindlichkeit oder Zorn, denn ich weiß, wie dies alles zusammenwirkte, mich zu dem zu machen, was ich geworden bin; aber ich habe nie vergeſſen, daß meine Mutter ſich mit Wärme dafür erklärte, mich wieder ins Geſchäft zurückzuziehen.“

Wie wenn Dickens im Grunde Poſitiver war, zeigt ſeine Bemerkung von 1855, er habe ſich nie einer Verſammlung beigewohnt, ſon in Wohlthätigkeits-Vereinungen beſtätigte er ſich häutig und es illuſtriert die Menſchen-

gen von Engels über die Wohlthätigkeitshenkel vorzüglich, wenn man einen Dickens-Biographen über die Mode hört, die der berühmte Dichter 1858 zugunsten des Londoner Hospitals für franke Kinder hielt:

„Er begann mit einigen humorvollen Bemerkungen über die vorgezogenen Kinder der Reichen und kam dann auf die „zurückgebliebenen“ Kinder der Armen zu sprechen, indem er in vollendeter Weise die humoristische und die pathetische Seite seines Stoffes ausmalte.“

Man würde ihn auch sicher als einen Heber davongesagt haben, wenn er es gewagt hätte, der Bourgeoisie mit erster Empörung oder gar mit Bitterkeit ihre Verbrechen vorzuhalten. Es ist kein Zufall, daß Thackeray - der 1811 geborene Freund unseres Dickens, auch ein Humorist, aber von ganz anderer Art - nicht recht neben Dickens ankam; denn er nahm mit rücksichtsloser Schärfe besonders die herrschenden Klassen aufs Korn, und am meisten das englische würdelose liberale Geldbürgertum seiner Tage.

Zunächst hat Dickens es nicht an ehrlicher Kritik fehlen lassen, wo sie ihm nötig schien. Die Mission und die Kirche hatte er sehr auf dem Strich, und dazu boten freilich die Verhältnisse des englischen Protestantismus triftigen Anlaß in Hülle. Dagegen war Dickens seiner ganzen Herkunft nach gar nicht in der Lage, das eigentliche Industrie-proletariat und seine historische Aufgabe zu begreifen und zu schildern. Wo er das versuchte, wie in der Figur des Arbeiters Madpool in dem Roman „Dunkle Zeiten“, da entstand wenig Glaubhaftes. Unübertrefflich ist Dickens dagegen in der Schilderung des Lumpenproletariats und vor allem des Kleinbürgertums in allen seinen Abstufungen. Daß er doch schon als Vierundzwanzigjähriger in dem Mr. Pickwick den Don Quixote des neunzehnten Jahrhunderts gezeichnet und damit dem versinkenden Kleinbürgertum ein ebenso unvergängliches und ebenso fatales Denkmal gesetzt wie einst Cervantes dem sterbenden Rittertum. Und neben Pickwick stellt sich eine unendliche Fülle von Figuren, die bald in Szenen von hinreißender Komik, bald in solchen von erschütterndem Pathos gezeigt werden. Dieser Pathos wirkt zuweilen allzu sentimental, und das Vorherrschende der Mitleidsnote ist ein weiterer weichlich-bürgerlicher Zug dieses Dichters. Gnade und Mitleid bietet die Bourgeoisie in ihren besten Vertretern dem Proletariat, das diese schönen Dinge verschmäht und mit trotziger Empörung, was man ihm als Gnadengeschenk hinwirft, als sein gutes Recht fordert - und noch viel mehr dazu. Dickens besaß nichts von solchem Trok, das zeigt am deutlichsten sein David Copperfield, der joviell vom Dichter selbst hat und von dem Julius Hart treffend schrieb:

„David wird zum erstenmal von seinem finsternen Stiefvater geprügelt, ungerecht, wie der Knabe selbst am besten weiß. In seiner erregten Angst beißt der Geprügelte in die Sand des Peinigers. Der Hohnstoch arbeitet nur um so fürchterlicher. Endlich hat sich der Finstere matt- und fottgeschlagen, und der Knabe bleibt allein in seinem Zimmer. Er erhebt sich mühselig von der Erde und sieht sein Gesicht im Spiegel; es ist so rot geschwollen und häßlich, daß er sich beinahe davor fürchtet. Die runden steifen Striemen locken ihm aufs neue die Tränen in die Augen, „aber sie waren nichts im Vergleich zu dem Schuldbewußtsein, und ich glaube, dies lastete schwerer auf meiner Brust, als wäre ich der abscheulichste Verbrecher gewesen.“ Was ist das für ein Junge, der in einem

solchen Augenblick kein Gefühl des Hornes, der Schlache durchkämpft, sondern von nichts geplagt wird, als der Meise, seinen Peiniger verlegt zu haben!“

Dickens hatte das Glück, noch auf der Höhe seines Ruhmes zu sterben, am 9. Juni 1870, 58 Jahre alt. In der allgemeinen Krise, die in den siebziger Jahren einsetzte, ging es mit der liberalen Sozialpolitik reizend bergab, und es begreift sich, daß Dickens mit seinen Schilderungen der Armen und Elenden bedeutend an Popularität verlor. Wenn sich diese Popularität später zum größten Teile wieder einstellte und sich auch heute noch erhält, so deswegen, weil man nun Distanz gewonnen hat von jenen Zeiten und Zuständen, die Dickens schildert. Insbesondere kann sich die Bourgeoisie jederzeit mit der Ausrede trösten: Ja, so war das damals, vor 50, 60, 70 und 80 Jahren. Heute dagegen . . .!

Nun, sagen wir, heute haben sich die Formen der Ausbeutung und des Elends etwas geändert. Vor allem aber ist heute eine ungleich gewissere Zuversicht auf eine „glückliche Wendung“, wie Mr. Micawber zu sagen pflegt, beim Proletariat eingetreten. Es ist die Zuversicht dank dem Vertrauen auf die eigene Kraft. Und diese Siegesgewißheit erlaubt es auch uns, den Humor in der Schilderung vergangener Zustände, wie sie Dickens schildert, zu genießen!



Dickens Grabstätte.

Der Skisport in Norwegen.

Von W. Munack.

(Schluß.)

In Ostern, wo meist noch Schnee und Eis in Hülle und Fülle vorhanden ist, ruhen in Norwegen die Betriebe fünf Tage lang; dabei versucht jeder, der es ermöglichen kann, eine Tour ins Hochgebirge zu machen. Hier, wo noch keine St. Moritzer Verhältnisse herrschen, kann sich das auch mancher leisten, dessen Einkommen sich nicht in fünfstelligen Zahlen ausdrücken läßt. Die Frühlingssonne kann es dann oft so gut meinen, daß ein Schneebad zu den beliebtesten Erfrischungen gehört. In diesen fünf Tagen werden die Glücklichsten, welche in den Höhen herumstreifen können, so braun, wie man es wohl kann in fünf Wochen in der Sahara werden kann. Im Hochgebirge, auf den weiten, ganz sanft gewellten Widen (Plateau) kann man auch Segel beim Skilauf benutzen und bei günstigem Wind große Strecken schnell und ohne Anstrengung zurücklegen.

Aber nicht nur in den Städten, sondern auch auf dem Lande wird der Skilauf als „Sport“ jetzt überall getrieben. Da die Bauern hierzulande sehr selbstbewußt sind, so setzen die jungen Burischen alles daran, um mit den Gegnern aus den Städten konkurrieren zu können. Bei den größeren Rennen sind besonders auch die Bauernburischen aus allen Teilen des Landes stark vertreten. Das Holmenkollenrennen bei Kristiania ist ein richtiges Nationalfest. Die Geschäfte haben größtenteils geschlossen und die Zuschauermenge auf dem zugefrorenen See und den bewaldeten Ufern zählt oft Zehntausende

von Menschen. Hier zeigt die mutigste und gewandteste Jugend des ganzen Landes ihr Können. Etwa 100 Meter über dem See, auf dem Gipfel des Berges, löst sich auf das Signal aus einer Gruppe ein einzelner kleiner schwarzer Punkt, der pfeilschnell die steile Bahn, eine Leitung im Tannemwald, herabschießt. Jetzt kann man deutlich den Skiläufer erkennen, wie er sich dem Abstieg dem Kienling ein „Abgrund“ nähert. Tief duckt er sich zusammen, um im nächsten Augenblick mit ausgebreiteten Armen und in freier aufrechter Haltung hinanzufliegen in den Raum. Nach einer Lustreise von etwa 30 Metern kommt er wieder auf die steile Schneebahn, wo er, dem Aufsprall durch leichte Kniebenge beugend, in sanfterer Fahrt weitergleitet, der ebenen Fläche zu. Hier bringt er durch einen Muskel seines Körpers die Skis in die Querichtung und steht im Augenblick wie eine Erzstatue, umsprüht von einer perlenreichen Schneeflut und belohnt vom Beifall der Menge. Die Länge der Sprünge richtet sich nach der Anlage des „Waffen“ (Sprungabhang) und der Güte der „Höre“ (Güte des Schnees). Der Norweger Harald Smith sprang in Davos 16 Meter.

Ein Umstand, der den Skisport in Norwegen noch besonders anziehend machte, sind die vielen gemütlichen „Hütten“. Nicht nur Skiclubs und reiche Sportsleute, sondern auch eine sehr große Anzahl von Arbeitern besitzt eine nach Blockhausart gebaute Hütte an irgendeinem schönen Platz im Walde, an einem der zahlreichen Seen oder wo es sonst „gut Hütten bauen ist“. Hier bis acht junge Leute tun sich zu einem „Lag“ zusammen und kaufen oder mieten eine Hütte; ja, wenn so ein „Lag“ aus Bauhandwerkern besteht, bauen sie sich selbst eine. Die Hütte kostet je nach der Größe und Güte 400 bis 1200 Mk. oder 8 bis 15 Mk. Miete im Monat. In der Umgebung von

Kristiania findet man Hunderte solcher Hütten, die in der Regel eine größere Stube mit „Beis“ (Stamin), eine Küche und Schlafraum enthalten. Am Sonnabendnachmittag zieht man allgemein hinaus, da die Betriebe um 2 oder 3 Uhr geschlossen werden. Ist es gerade Vollmond, so ist eine solche Tour durch den tief verschneiten Wald ein Erlebnis, das man nicht wieder vergißt. Nach zweistündigem Marsch ist die letzte Anhöhe erstiegen und unten am Seener winkt schon die gastliche Hütte, wo das Hüttenlag so manchen schönen Sonntag im Sommer und im Winter verlebt hat. Jetzt geht es in sanfterer Fahrt die glatte Schneebahn hinab bis vor die Tür. Nun hat schon jeder seine Arbeit bestimmt: Jörgen macht Feuer im Stamin, Harald holt Wasser, Frithjof deckt den Tisch und einer, der Meister der Stockkunst, muß so schnell wie möglich für ein warmes und gutes Abendessen sorgen.

Ehe noch recht eine Stunde vergangen ist, sitzen die „Hüttenbesitzer“ schmanzend um den langen Tisch, während die Holzschicht im Stamin prasseln und knistern und wunderliche Reflexe an die braune Holzdecke werfen. Nach dem Essen wird aufgewaschen. Dann erst setzt man sich zu einem Glase Punsch oder Brog mit dem Stamin. Die unvermeidliche kurze Pfeife rauchend werden alte und neue Geschichten erzählt oder Lieder gesungen, bis die Müdigkeit sich meldet. Ein jeder klettert dann in seine „Kojen“, um am anderen Morgen, bei Tagesgrauen - - das ist glücklicherweise im Winter recht spät - - zum Kaffeekochen aufzustehen. Nach dem Frühstück wird dann eine Skitour gemacht; wenn man dann um drei oder vier Uhr heimkehrt, hat der fleißige Koch schon das Mittagessen fertig. Nach lustigem und gutem Mahl

folgt ein Ruheflüßchen, bis der zeitige Winterabend hereingebrochen ist. Dann ist wieder alles aufzuwaschen; Holz zu hacken und für den nächsten Sonntagabend trocken zu legen, darf man auch nicht vergessen. Beim Schein von Kienfackeln, die die Schneewirbeln der hohen Tannen hell beleuchten, geht es am Sonntagabend heim. So verleben Hunderte von Arbeitern ihre freien Tage in Licht und Sonnenschein und schöner gemüder Umgebung.

Zum Schluß möchte ich denjenigen Genossen, die in den deutschen Gebirgsgegenden wohnen, wo Skisport mit Genuß getrieben werden kann und die beim Lesen meiner Schilderung Lust zur Ausübung desselben bekommen haben, einige gute Rat schläge aus meiner und bekannter Skiantoritäten Erfahrung geben: Die Skis sollen aus Eichen-, Ahorn-, Buchen-, Birken- oder Kiefernholz bestehen. Das verwendete Holz muß ohne Kresse oder querlaufende Adern sein. Die Länge beträgt 225 bis 235 Zentimeter; man soll die Spitze des Skis



Sälerhaus bei Kristiania.

dere Art, um beim Fallen das Eindringen von Schnee zu verhindern. Ein paar gute Skis (Eiche ist elastischer, die drei anderen Sorten härter, starrer minderwertig) mit Bindung und

Buchbandlung zu beziehen. Wenn der eine oder der andere einmal an einem grauen Nebelzug aus der Stadt gezogen ist, den näher Vergen entgegen, und den Nebel unter sich

sonst gut verwendet werden kann, ist der Skisport recht billig. Ein Paar gute Skis halten 5 bis 10 Jahre, selbst wenn man sie oft benutzt. Der Mädchen oder Frauen, wenn sie nicht richtige Sohlen tragen wollen, ist ein kurzer glatter Rod, eine Platte ebenfalls aus glattem Stoff und lange Unterbein-Hücker ebenfalls aus glattem Stoff zu empfehlen. Für Skifahrer gilt dasselbe; auch für die Frauen ist es besser, im Schnee matsch in der Stadt derbe, wasserdichte Stiefel zu tragen. Im allgemeinen rate ich: warme poröse Unterkleider, nicht zu dicke Kleider aus glattem Stoff mit aufwärmenden Taschen. Als Lehrbuch auch für den, welcher sich ein Paar Skis selbst machen will und kann empfehle ich: S. Hoef, Wie lerne ich Skifahren? Preis 1 Mk.; durch jede



Eine typische Skihütte.



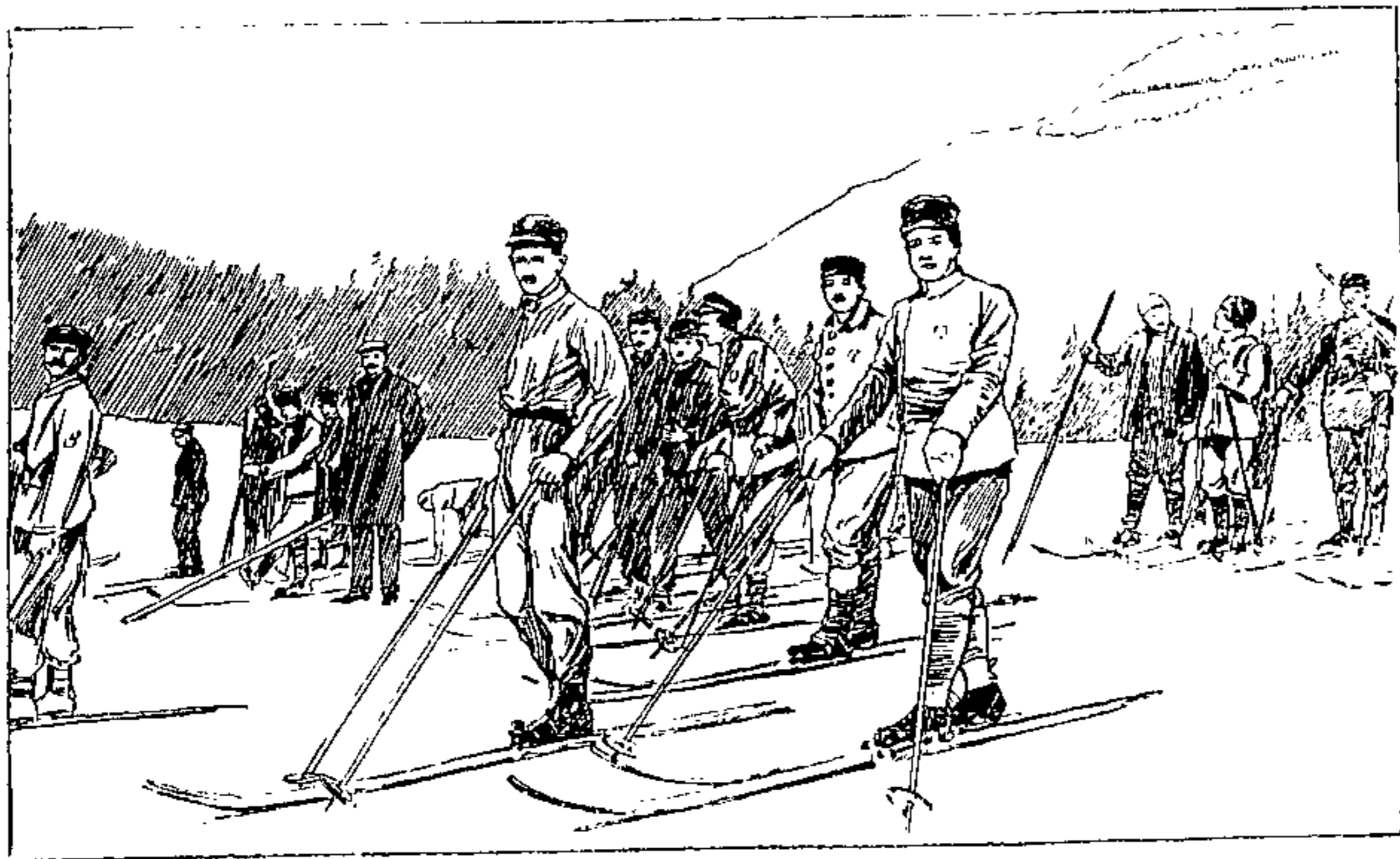
Auf den Hochflächen des Horeffjelds.

mit ausgedehntem Arm erreichen können. Für Frauen sind die Skis etwa 10 Zentimeter kürzer zu halten. Die Breite darf in der Mitte nicht über 8 Zentimeter messen, und die Aufbiegung der Spitzen muß etwa 15 Zentimeter über der Horizontale sein. Riemensbindungen sind den Rohrbindungen vorzuziehen. Wasserdichte, derbe, pechdrahtgenähte Schnürstiefel, die man auch sonst bei Tauwetter in der Stadt gut gebrauchen kann, lange, derbe, glatte Sohlen, die den Schnee nicht annehmen und über den Stiefeln mit Band oder Riemen zusammengebunden werden, sowie hochgeschlossene Zoppe mit Mütze geben eine praktische Ausrüstung. Die Kermel versteht man mit einer Spange oder schließt sie auf eine an-

einem Bambusstab können wohl kaum mehr als 20 Mk. kosten; da von der Ausrüstung (anstatt der Zoppe tut es auch ein gewöhnliches Jackfell) das meiste schon vorhanden ist oder auch

sieht, während er höher steigt. Strahlender Sonnenschein und blauem, hohem Himmel entgegen, und wenn er dann mit tiefen Atemzügen, geröteten Wangen und strahlenden Augen

die Höhe erklommen hat und die Welt in blendend weißer Pracht unter sich sieht, dann wird er sicher die Anstrengung des Skifahrens und die Unkosten des Sports nicht mehr bereuen und ihm so lange trenn bleiben, als es möglich ist. Und wenn dann nach kurzem Wintertag die Sonne sich zur Mitternacht und der Himmel in wunderbarer, kaum geahnter Farbenpracht erstrahlt, dann steht ihm noch eine lustige Talfahrt bevor. Noch einen letzten Blick, um das schöne Bild mitzunehmen ins Tal, wo immer noch graue Nebel-



Auf Schneeschuhen.

massen liegen, und dann geht es in fröhlichem Lachen bergab. Muß auch manchmal einer „in den Schnee beißen“, weil er die Geseße der Schwerkraft nicht beherrschte, gar schnell ist er wieder auf den Beinen und hinter den anderen drein, die eben im Wald verschwunden sind. Nach lustigen Streichen zwischen den verstreut stehenden Bäumen, die wie überzuckerl im Mondlicht glitzern, kommt die ganze Gesellschaft zur Landstraße und nach kurzem Marsch trennt man sich erfrischt und freudig vor der Stadt.

Auf dem Goldfeld.

Nach einer Skizze des Henry Lawson,
für das Deutsche bearbeitet von H. Hesse.

Man nannte es das Goldtal, doch vom Golde besaß es bloß noch den Namen. Nur die gelben Mollschnecken des aus den Goldminen zutage gefördertten Schuttels und die Mimosen, die auf den umliegenden Hügel wuchsen, hätten noch an das Metall erinnern können, das man jetzt in diesem Tale vergeblich suchte. Verlassene Goldfelder sind immer öde und trostlos, und das Goldtal war es noch mehr als jedes andere. Ueberall unterminiert und durchwühlt, sah die Erde aus, als wäre sie gefoltert worden und als flehten ihre nackten Wundmale das Gestrüpp ringsumher an, es möge doch über sie hinwegwachsen und sie bedecken, um sie dem Auge zu verbergen. Und in der Tat begann hier und da schon ein Strauch zu wachsen — die Wüste machte ihre Rechte geltend.

Die große Mehrzahl der Minenarbeiter war fortgezogen und hatte nur einige Nachzügler und Flüchtlinge zurückgelassen — Männer, die arm und schwach und alt waren und in denen das Goldfieber erloschen war.

So besaß das Goldtal noch eine kleine Gemeinde von Grubenarbeitern, die auf einer Lichtung wohnten. Der eine Teil hieß Spencers Flats, der andere Bounding Flats. Ein Fremder würde das Goldfeld für völlig verlassen gehalten haben, hätte er nicht hier und da ein Steinstück oder einen Willy (höchst einfachen Behälter zum Bereiten von Tee) bemerkt, oder hin und wieder einen dumpfen Hadenhieb vernommen, der die Anwesenheit eines Goldgräbers in irgendeiner Erdhöhle verriet.

Gegen Weihnachten sah man eines Tages über der Öffnung eines Schachtes von beträchtlicher Tiefe einen Wellbaum mit einem Strick, an dem ein lederner Eimer hing. Dicht dabei hatte man eine Stelle ganz rein gefeilt und bereits einen Haufen goldhaltiger Erde aufgeschüttelt. Ein wenig weiter entfernt, auf einem Haufen Mollsch, sah ein Knabe von zehn bis zwölf Jahren und schrieb auf einer Schieferplatte. Er hatte blondes Haar und blaue Augen. Sein Gesicht sah schon so alt aus, daß die Jahre es kaum noch zu verändern brauchten. Seine ganze Kleidung bestand aus einem Baumwollhemd und einer Molestinboje. Er war so eifrig, daß seine Finger von dem krampfhaften Pressen der Tafel ganz steif geworden waren, deren Rahmen er mit einer Geste an die Rippen drückte, und daß sich einige wilde Locken seines struppigen Kopfes um den ungeheuren Griffel ringelten.

Er hielt einen Augenblick inne, um sich den Mund mit dem Nermel zu wischen. Der kleine Isley Mason oder „der Kamerad meines Vaters“, wie man ihn nannte, war ein wahres Kind der Grube, deren leuchtende Erde seine Feinde schon gestampft, als er noch ganz klein war.

So saß nun Isley schon eine ganze Weile da und schrieb. Plötzlich aber rief eine dumpfe Stimme aus der Tiefe: „Isley!“

„Ja, Vater?“

„Naß den Eimer kommen!“

„Sofort!“

Isley legte nun die Schieferplatte hin, näherte sich der Öffnung und ließ den Eimer hinab, bis das Seil zu Ende war. Einen Augenblick vernahm man das Scharren einer Schaufel, dann rief es wieder: „Aufziehen, Junge!“

„Wach ihn aber recht voll!“ sagte der Knabe, indem er sich über das Loch neigte. Dann Kletterte er auf den Tonhügel, den er angehäufelt, damit er die Sturzel des Wellbaumes erreichen konnte.

„Vorwärts, Isley!“

Er wand das Seil langsam, doch nicht ohne Straß hoch, und der Müßel erschien an der Oberfläche. Er war jedoch so schwer, daß der Junge sich mehrere Male auf dem Erdhaufen ausruhen mußte, auf den er nun den Inhalt des Eimers ausschüttete.

„Isley!“ rief der Vater von neuem.

„Ja . . .?“

„Sollst Du die Schieferplatte schon gemacht?“

„Weinabe!“

„Dann laß nachher die Tafel mit dem Eimer herunter, damit ich es nachsehen!“

„Müßriacht!“

Der Knabe kehrte zu seiner Pant zurück, presste die Tafel fest gegen den Leib, künimete den Müßel und fing eine neue Zeile an.

Vom Maion wurde in der ganzen Gegend für einen schweigenden Menschen von ungemein zäher Arbeitskraft gehalten. Mit sechzig Jahren war sein Bart noch tief schwarz, ohne ein graues Haar. Aber obwohl es sonst nichts Besonderes aufwies, trug sein Antlitz doch tiefe Spuren harter Schicksalschläge und vieler Enttäuschungen. Er wohnte in dem entferntesten Teile Bounding Flats — in einer ärmlichen Hütte, die von einem mächtigen Baume beschützt wurde. Seine Frau war schon seit zehn Jahren tot. Als man dann neue goldhaltige Felder entdeckte, hatte er das Tal nicht verlassen wollen. So lag er auch jetzt wie immer in der Mine auf den Knien, und bei dem spärlichen Lichte einer Laterne grub er unaufhörlich. Die Kleider waren vor Feuchtheit und Lehm steif und schwer. Doch daran war er längst gewöhnt.

Heute jedoch arbeitete seine Hacke langsamer. Die Gedanken des Mannes weilten weit von diesem unterirdischen Gänge.

Wilder aus dem vergangenen Leben kochten in seiner Seele auf. Allein diese Erinnerungen mußten wohl nicht angenehm für ihn sein, denn in dem matten Licht erschienen sein Antlitz ungemein bleich.

Strach . . . frach . . . frach . . .

Immer langsamer wurden die Schläge und immer unregelmäßiger. Die düsteren Wände der Grube wichen vor seinen Augen zurück, er sah einen weiten, weiten Horizont, der sich in der Unendlichkeit des Indischen Ozeans verlor. Mit seinem Bruder stand er auf dem Deck eines Schiffes, das den Bug nach Süden wendete — dem gelobten Lande zu, das die Phantastie ihnen vom Ruhme des Goldes verhört vorzauberte. Ein belebender Windhauch schwellte die Segel, und das Fahrzeug eilte dahin mit den unsinnigsten Träumen, die je ein Schiff getragen. Bald schaukelten sie auf dem Mann blauer Wogen, bald tauchten sie in die Flut hinab. Sie eilten dem neuen und doch so alten Lande entgegen, und ganz in der Ferne an dem glührot leuchtenden Himmel des Südens glaubten sie die Namen Vallarat und Wendiao in Feuerketten zu lesen.

Da auf einmal schien sich das Deck des Schiffes stark zu neigen, und der Goldfinder fiel vornüber, mit dem Kopf gegen die Wand der Grube. Der Stoß hatte ihn aufgeweckt und er griff wieder nach seiner Hacke.

Doch von neuem wurden die Schläge schwächer — eine andere Vision erschien ihm. Vallarat! Es ist in einer wenig tiefen Mine. Sein Bruder arbeitet neben ihm — krank und blaß, denn er hat die ganze Nacht getrunken und getanzt. Hinter ihnen dehnt sich die blaue Linie der Hügel, vor ihnen liegt das bekannte Badery Hill und links Goden Point. Da auf einmal kommen Gendarmen. Was wollen sie? Sein Bruder wird verhaftet. Sie legen ihm Handschellen an und führen ihn fort. In vergangener Nacht ist ein Mord begangen worden — ein fürchtbares Drama der Eifersucht und Trunkenheit.

Und wieder schwindet die Vision.

Strach . . . frach . . . frach . . .

Die Hacke scheint die Jahre zu zählen, die nun folgten, bis zu zwanzig. Nun hält sie abermals inne. Eine neue Szene steht vor seinem geistigen Auge auf. Es ist ein Nachhoh am Ufer eines Flusses in New-Südwalles. Das kleine Heim wird fast erdrückt von Weinreben und Obstbäumen. Große Schwärme von Vögeln summen ewig im Schatten der Bäume. Das Dorf auf den Hügel ist der Reise nahe. In der Nähe des Hauses ist ein Mann mit einem Kind von sechs bis sieben Jahren damit beschäftigt, die Bäume zu beschneiden. Wie üblich sind sie einander sind! Es ist sein Sohn, sein kleiner Sohn, dessen älterer Bruder nicht weit von ihnen entfernt gleichfalls arbeitet. Da erschallt Hiedepetrappel — wieder sind die Gendarmen da — fünf Meilen entfernt ist in der letzten Nacht die Briefpost angefallen worden. Ein Reisender, der sich wehrte, wurde getötet. Nun aber war sein Sohn die ganze Nacht mit Freunden auf der Opiumjagd gewesen. Er muß den Gendarmen ins Haus folgen. Der Vater hört gar nicht auf zu arbeiten. Bei dem Abschied der Vertreter der Obrigkeit hat nur sein Fuß einen Moment regungslos auf dem halb in die Erde getretenen Spaten geruht. Da treten sie in das Haus ein, — er drückt den Spaten vollends in das Erdreich und wirft die Scholle hernut. Er will die verzweifeltsten Schreie seines Weibes nicht hören! Die Gendarmen dringen in die Kammer des Sohnes ein und binden zwei Bündel Kleider zusammen. Der Vater gräbt weiter. Sie nehmen ein Pferd aus dem Stall und lassen es satteln und der Gefangene muß es besteigen. Der Vater hört nicht auf zu graben. Und sie ziehen fort, ihren Mann zwischen sich führend. Der Vater hebt nicht einmal die Augen. Das Loch mit dem Spaten herum wird größer. Noch immer gräbt der Vater. Endlich kommt seine Frau und nimmt ihn beim Arme. Er schüttelt sich ein wenig und folgt ihr dann wie ein gehorhamer Hund. Und immer wieder Schande und neues Unglück — krankes Weib, Dürre und Armut.

Strach . . . frach . . . frach . . .

Es ist nicht der Schlag der Hacke, sondern es sind Schellen, die auf den Sarg seines Weibes fallen. Er steht auf einem kleinen, kändlichen Kirchhof, verdrückten wie ein Stein, und blickt auf das Grab, das man zuhaukelt. O, er weiß es, er weiß es — die Unglückliche ist gestorben vor Scham. Die Schande hat ihr das Herz gebrochen. Die Armen sind ja oft so stolz. Er aber muß weiterleben. Ein Mannesherz bricht nicht so leicht! Er muß weiterleben — nur Isleys willen.

Long Tom Hopkins war in der ganzen Goldminenegend bekannt unter dem Namen „Tom der Teufel“. Er verdankte diesen Beinamen der einen Hälfte seines Gesichts. Sein Antlitz war so, seit eine Explosion in einer Mine in Vallarat ihn verstümmelte. Er hatte eines seiner Augen verloren, und er verdeckte die Höhlung mit einer Art grüner Leinwand, die ihn auf der einen Hälfte dies sonderbare Aussehen verlieh. Er war ein schwerfälliger, denkfauler

Engländer, doch im Grunde ein herzenguter Mensch. Er stotterte und spielte seine Rede fortwährend mit einem „He! he!“, das die vielen Pausen ausfüllte. Und da er auch oft bei diesem „He, he!“ noch stotterte, hatte seine Sprechweise eine eigene Art bizarrer Originalität angenommen.

Am fernen Horizont sank die Sonne und ihre Strahlen ließen die Wärme des Tages ausleuchten, ganz in Goldlicht gebadet. Am Arbeitsanfang und die Hute auf der Schulter, kam Tom den westlichen Hügel herab. Bei dem kleinen Schacht blieb er stehen und rief: „Montu mal her, Asley!“

„Was gibst's denn, Tom?“

„Ich habe eine junge . . . he! . . . Erpel in . . . in dem Strauch da gesehen. Wir wollen sie fangen.“

„Ich kann nicht von dem Brunnen fort gehen. Der Vater ist drin.“

„Woher weiß denn dein Vater, daß noch Gold in diesem alten Brunnen steckt?“

„Ich habe Samstag den alten Cornez in der Stadt getroffen. Er meinte, es verlohne sich der Mühe, weiter zu graben. Den ganzen Morgen habe ich Wasser gepumpt.“

Tom trat nun näher, legte sein Werkzeug hin und bückte sich, nachdem er die Hosen umgestreift hatte, zu dem lebenden Stein hinab.

„Was machst Du denn . . . he! he! . . . da auf der Schiefertafel, Asley?“ fragte er, während er seine Tonpfeife in Brand steckte.

„Ich schreibe,“ antwortete Asley.

Tom blies einige Rauchwolken aus der Pfeife. „Das ist völlig überflüssig,“ meinte er, sich auf den Lehmbau hinziehend. „Die Bildung hat gar keinen Wert.“

„Wie? Ihr glaubt, es verlohne sich nicht, lesen, schreiben und rechnen zu lernen?“

„Asley!“

„Ja, Vater?“

Der Knabe ging zu dem Wellbamm und ließ den Eimer hinter. Als er ihn wieder heraufwand, wollte Tom ihm helfen. Allein Asley war stolz, dem Freunde seine Kräfte zu zeigen und wollte es allein tun.

„Du wirst . . . he! he! . . . Du wirst noch mal ein starker Sterb, Asley!“ sagte Tom, indem er den Eimer ergriß.

„O, Vater könnte ruhig noch mehr hinein tun. Seht mir her, wie gut es geht. Ich habe die Maschine frisch geschmiert.“

Mit einem bloßen Stoß ließ er die Welle sich drehen. „Warum heißt Du eigentlich Asley?“ fragte Tom, als sie wieder auf ihrer Bank saßen. „Ist das Dein richtiger Name?“

„Nein, ich heiße eigentlich Harn. Aber ein Goldsucher sagte eines Tages zu Vater und Mutter, ich sei wie eine schöne Insel im Ocean. Von da an nannte man mich erst Asle (Insel) und dann Asley (Inselchen).“

„Du hastest doch . . . he! he! . . . einen Bruder, nicht wahr?“

„Ja, er ist tot. Mutter sagte allerdings, sie wüßte nicht, ob er gestorben sei. Vater aber erklärte, für ihn wäre er tot.“

„Dein Vater hatte doch auch einen Bruder? Hast Du gehört, daß von ihm die Rede war?“

„Ja, Vater sprach einmal mit der Mutter von ihm. Ich glaube, er hatte mit einer Schlägerei zu tun, bei der ein Mensch tot blieb.“

„Dein Vater . . . he! he! . . . hatte er ihn denn gern?“

„Ich hörte, daß er ihn wohl gern gehabt, aber daß nun alles aus wäre.“

Tom schweig eine ganze Weile und rauchte — er schien die düsteren Wolken zu betrachten, die im Westen hinzogen wie ein Zeichen zug. Dann murmelte er vor sich hin: „Alles vergeht, alles . . .“

„Wie meint Ihr?“ fragte Asley.

„O! . . . he! he! . . . nichts!“ antwortete Tom, indem er sich schüttelte. „Ist das eine Zeitung, die da in Deines Vaters Tasche steckt?“

„Sowohl,“ sagte der Knabe und zog sie heraus. Tom nahm das Blatt und gab sich einige Minuten den Anschein, als betrachte er es aufmerksam. „Hier steht etwas von den neuen Goldfeldern,“ sagte er dann und zeigte mit dem Finger auf die Melame eines Schneiders. „Ich möchte wohl, daß Du es mir vorliest, Asley. Ich kann die kleinen Buchstaben nicht mehr recht verstehen, die man heutzutage gebraucht.“

„Nein,“ sagte der Knabe und nahm es zurück. „Es ist etwas anderes, und zwar . . .“

„Ja, nehmt die Zeitung, Tom. Bitte um!“ Hatte er eile zu dem Schacht und bückte sich, um zu henden, indem er Hände und Ellen an dem Wellbamm kratzte.

„Doch da . . .“ Asley schob sich ein Stück der Heide vor, um die Hände zu waschen. Er schloß die Augen und schloß dann die Augen. „Was ist das?“

„Was?“

„Du bist in den Schacht und bist nun mit einem Würfel voll!“

„Einige Augenblicke vor ich.“

„Ja, ich bin fertig, Tom!“ Toms zitternde Hand verlor sich in der Erde. Er schloß die Augen und schloß die Augen. „Was ist das?“

„Ist Dir arg schlecht?“ fragte Tom.

„Ach, ich habe das strenge gebrochen.“

„O, so schlimm ist es doch wohl nicht.“

„Wo ist Vater?“

„Er klettert heran.“

„Einen Augenblick war alles still. Tom rief er plötzlich: „Vater! Schnell, Vater!“

„Endlich konnte Watsons Kopf auf, und er kam mit schnellen Schritten und kniete neben einem Stein nieder.“

„Ich laufe und hole Brauntwein!“ sagte Tom.

„Laß mir, Tom. Mit mir ist's aus.“

„Hilfst Du Dich denn noch nicht besser, mein Junge?“

„Nein, ich sterbe, Tom.“

„O, sag doch das nicht!“ rief Tom.

Wieder war alles still, bis der Knabe begann, sich vor Schmerzen zu winden. Doch das hielt nicht lange an und er wurde wieder erlosch.

„Lebt wohl, Tom.“

„Vergeßlich vernahm Tom zu sprechen.“

„Asley!“ kam es endlich widerum über seine Lippen.

Dann wendete der Knabe sich um und streckte dem Unglücklichen die Hände entgegen, um ihn von der anderen Seite fassend und mit verbleibendem Gesicht anblickte.

„Vater, Vater, ich muß fort!“

Nur ein Stöhnen entrang sich Watsons Brust.

Tom hatte den Hut abgenommen und trocknete sich die Stirn. Und wie merkwürdig obgleich sein Gesicht so entstellt war, hatte es doch eine seltsame Ähnlichkeit mit dem des anderen Mannes, der ihm gegenüberstand.

„Einem Moment haben die Männer von dem Homen Körper auf und blickten sich an.“

„Er hat es nie erfahren,“ sagte Tom.

„Was will das heißen! Dadurch wird's nur nichts besser!“ verriet Watson barisch. Und er

nahm den Knaben auf die Arme und trug ihn zu der Hütte.

Am nächsten Morgen war eine trauernde Gruppe vor Watsons Tür versammelt. Zeit Tagesgrünen war Martins Frau da, pflügte und bearbeitete alles, was zu tun war. Eine andere hatte das einzige weiße Hemd ihres Mannes ausgeschnitten und ein Leidentuch daraus gemacht. Und jeder andere hatten den Leidentuch gemacht, der sich in der elenden Hütte bubbel und sauber ausnahm.

Einer nach dem anderen traten die Goldsucher ein, indem sie den Hut abnahmen und sich bückten, denn die Tür war nur niedrig. Tom trat in die Hütte, ließ Watson still und schweigend am Fußende des Lager und sah die Männer mit teilnehmendem Blick an.

Vergeblich hatte Tom das ganze Tal durchsucht, um einzelne Bretter zu finden und einen Zarg herzurichten.

„Es ist das Letzte, das ich noch für ihn tun kann,“ murmelte er.

Als er den Zargen ein Ende zu machen, führte zum Martin ihn in ihre Stube, und auf den großen weißen Tisch wehend, der ihren ganzen Raum bedeckte, sagte sie: „Vorwärts, schloß die aneinander!“

Und wenn hatte sie einzelne Gegenstände bestaunnen, die noch darauf standen, und er begann, ihn zu zerhacken.

Als der Zarg fertig war, bemerkte eine Frau, daß er doch recht schlau aussah. Und sie trennte ein schwarzes Kleid aus und ließ das Tuch auf den Tisch legen.

Das einzige Fahrzeug in der ganzen Gegend war ein alterarren. Gegen zwei Uhr nannte Pat Martin sein altes Pferd davor. Er verwendete dazu die ärmlichen Heberreste eines Geschirrs und viele alte Stride. Dann wendete er sich mit diesem armen Fahrzeug nach Watsons Hütte. Man wurde der Zarg aus dem Hause gebracht; man stellte zwei Gintöfler an der Seite auf den starren, die Frau Martin und Frau Grimsman als Sitz dienten. Die beiden weinten still vor sich hin, als sie sich darauf setzten.

Pat Martin steckte sich die Pfeife an und kletterte auf die Leichen. Watson schloß die Tür der Hütte hinter sich. Einige Seitenschiebe auf die linken Knochen des Gantles entriß diesen seinen Trümmern, und indem er sich bei jeder Anstrengung nach rechts und dann nach links zeigte, brachte er das Fahrzeug endlich vorwärts.

Und bald verdrang der kleine Leichenzug auf dem Wege nach dem Hüchbete.

Zehn Monate später machte Tom Hopkins eines Tages einen Ausflug; er fehrte zu rück mit einem härtigen jungen Manne von großer Statur. Bei sinkender Nacht kamen sie vor Watsons Hütte an. Trinken brannte ein Licht, doch als sie klopfen, bekamen sie keine Antwort.

„Montu herein! Sei nur nicht bange!“ rief Tom zu seinem Begleiter.

Der Fremde drückte die Tür auf, die ein starrren hören ließ, und blieb mit bloßem Kopf auf der Schwelle stehen. Ein vergessener Killo lockte an dem Feuer. Watson sah am Tisch, den Kopf auf die Arme gelegt.

„Vater . . .?“

„meine Antwort. Es war nur ein Klackern des Feuers, das den Fremdling glauben machte, der Schläfer habe mit den Schultern gezuckt. Einem Moment war er unentschlossen. Dann trat er auf den Tisch zu, legte die Hand faust auf den Arm des Alten und sagte: „Vater, willst Du einen anderen Kameraden?“

Doch der Goldsucher brauchte keinen Kameraden mehr.

Ein Gespräch über Leben und Sterben. Wir waren durch den aufstehenden Frühling gewandert, und den Kleinen war das Herz voll von der erwachenden Schönheit der Natur. Vom Werden und Vergehen hatten wir gesprochen.

Als wir rasten, kletterten sie mir auf den Schoß und schmeicheln, wie sie es gern tun.

„Vater ist der Liebste.“

„Die Mutter doch auch!“

„Ach, ich meine ja, von allen Mämmern bist du der Liebste,“ redet die Aeltere mit ihrem Advokatengeistlich sich schnell heraus.

„Ich meine das auch,“ erhot die Kleine.

Und um mir etwas besonders Schönes zu sagen, fügt Marie hinzu: „Du sollst niemals sterben.“

„Ach kind, danach gehts nicht, jeder Mensch muß sterben.“

„Aber du nicht! Mußt du denn bald sterben?“

„Das wollen wir nicht hoffen! Ich kann noch lange leben, so lange, bis ich alt geworden bin. Seht den Großvater an, der ist alt, viel älter als ich, deshalb hat er auch so weiße Haare.“

„Wie lange kannst du noch leben, bis du so alt wirst wie Großvater?“

„Noch vierzig Jahre.“

„O, das ist noch lange, das ist schön!“

Nachdenklich betrachtet die kleine Grete den Großvater, der nach Wasserkrantensitte behaglich seine kurze Pfeife raucht.

„Wie kommt es, daß der Großvater so alt geworden ist?“ Die nachdenkliche Grete möchte es gern wissen. Aber ehe ich antworten kann, sprudelt die schnellfertige Marie schon einige Erklärungen des Naturwunders: „Nicht Vater, der Großvater hat keine giftigen Blumen gegessen, und er hat nicht mit Feuer gespielt, und er ist — er — hat überhaupt immer getan, was ihm sein Vater gesagt hat.“

Aber Grete weiß auch noch einen Grund: „Und der Großvater lebt auch so gesund, nicht Vater, er badet jeden Tag im kalten Wasser.“

„Vater soll auch lange leben, habe du auch immer im kalten Wasser, wenn du älter wirst, ja Vater?“

Marie zieht diese Anwendung.

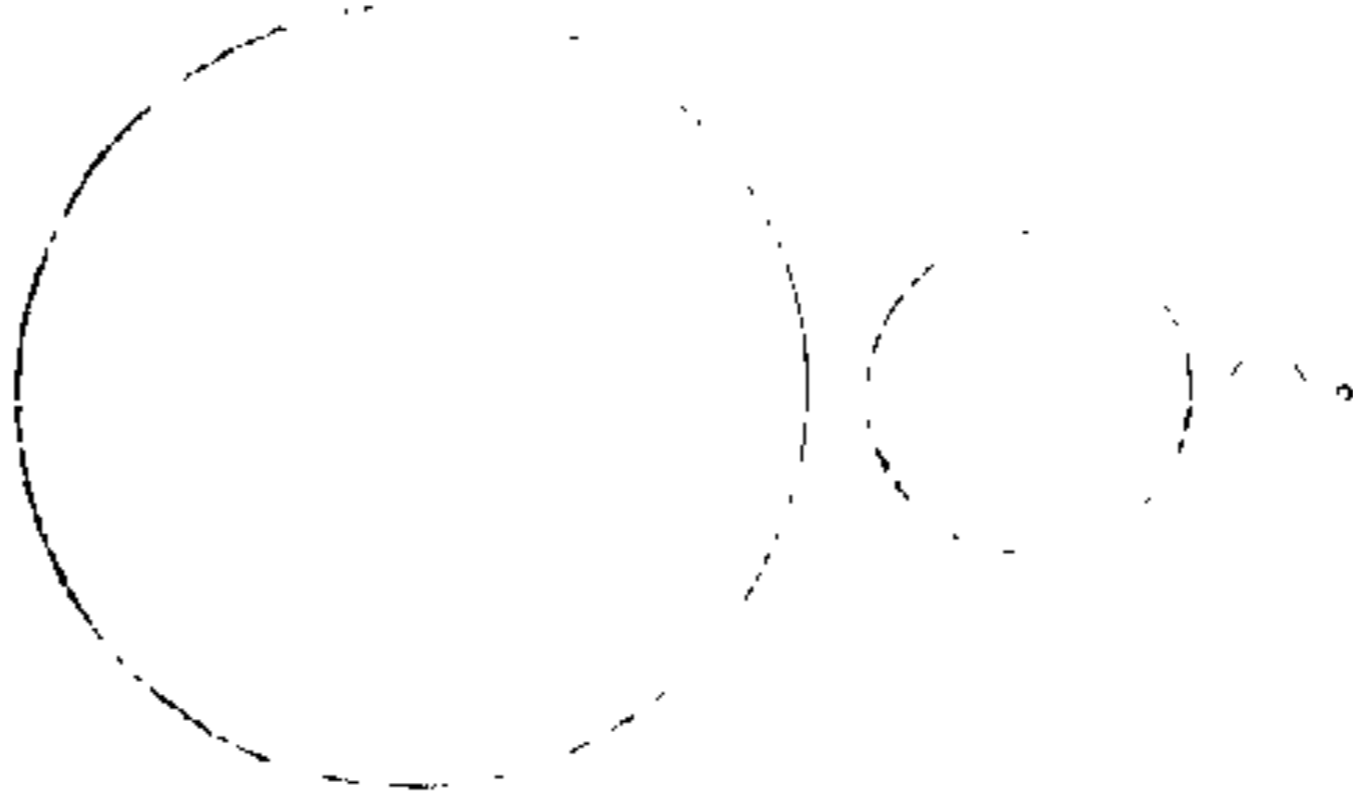
Und dann schmeicheln sie mir wieder um den Bart. Als die kleine Grete hierbei einige verstoßene weiße Fäden entdeckt, ruft sie mit besorgter Miene:

„Sieh, Vater, da sind schon weiße Haare! Nun fang mir an mit dem kalten Baden!“

Wie groß erscheint die Sonne von den Planeten?

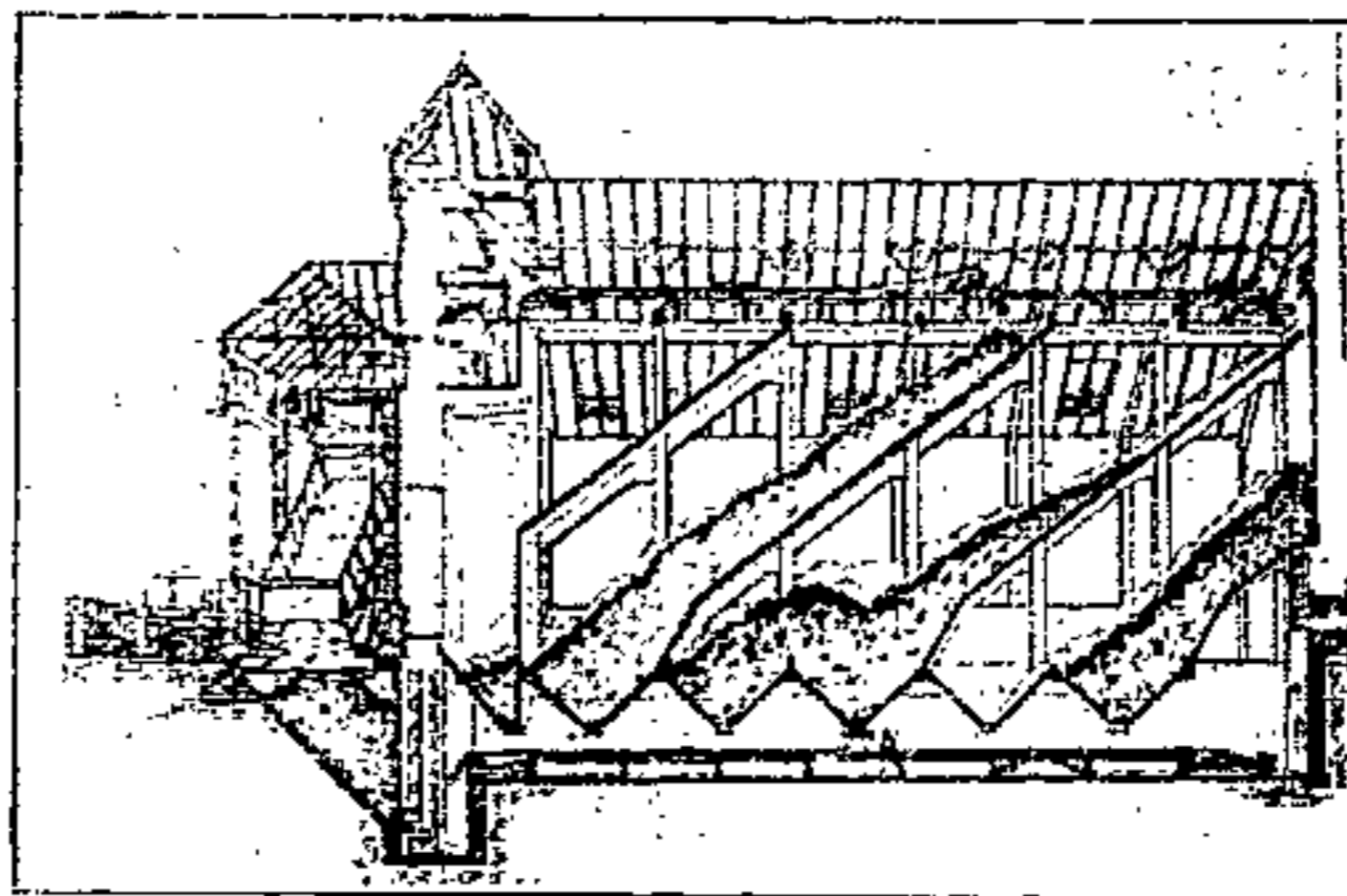
Die kleine Sonnenscheibe ist für uns Erhalterin alles Lebens; von diesem kleinen glühenden Valle strahlt alles Licht und alle Wärme aus, die erforderlich ist, um das ganze Leben auf der Erde und alle unsere Maschinen zu erhalten. Die scheinbare Größe der Sonne verändert sich im Laufe des Jahres für uns Erdbewohner nur sehr wenig, obwohl wir ihr im Winter um rund 5 Millionen Kilometer näher sind als im Sommer. Streng genommen müßte uns die Sonnenscheibe im Winter also erheblich größer erscheinen. Bei der gewaltigen Entfernung der Erde von der Sonne (149 500 000 Kilometer) kommt das aber nicht sehr in Betracht, und so nimmt das bloße Auge keine Größenänderung wahr. Das Fernrohr konstatiert sie natürlich sehr genau. Anders ist das bei denjenigen Planeten, bei denen die Bahnellipse länger gezogen ist als bei der Erdbahn — die das menschliche Auge als Kreis ansprechen würde —, also z. B. beim Merkur oder beim Mars. Dort sind die Größenänderungen im Verlauf

eines Umschwunges um die Sonne erheblich größer. — Bemerkenswerter als diese Veränderungen aber sind die scheinbaren Größen der Sonnenscheibe überhaupt. Unser Bild gibt die Verhältnisse für Merkur, Erde, Jupiter und Neptun wieder. Verfährt man nach dem Rezept: die Sonne ist so groß wie ein Suppenteller, so sieht man leicht ein, daß am Merkurshimmel die Sonne in der Größe eines anständigen Wagenrades strahlt. Für Jupiter scheint die Sonne in der Größe des Handtellers einer Kinderhand, für Neptun gar noch nicht einmal so groß wie ein Pfennigstück! Daß



da nicht viel Licht und Wärme hinstrahlen kann, ist einleuchtend. In der Tat bekommen von der Wärme, die die Planeten von der Sonne empfangen, die nächstliegenden am meisten ab. Auf die Erde entfällt davon ein Zehntel, was aber immerhin noch nicht den zweimilliardsten Teil der von der Sonne in den Welt-raum hinausgestrahlten Wärme ausmacht.

Kohlenflöze. Die zweckmäßige Lagerung der Kohlen ist für ihre Ausnutzung von größter wirtschaftlicher Wichtigkeit. Lagert man Kohlen unzweckmäßig, so brennen sie an Heizkraft ein und verursachen daher Verluste. Um das zu vermeiden, baut man großartige Verlade- und Zulaufanlagen. Eine höchst bemerkenswerte Einrichtung dieser Art ist der patentierte Schrägtafelensilo von Gebr. Mant in München. Die links ankommenden Eisenbahnkohlenwagen werden durch einen Wagenkipper gehoben und schräg gestellt. Sie entleeren sich so in die durch einen Mast abgedeckte Füllungsgrube, die am Grunde eine Definnung hat, durch die die Kohlen auf die Tische eines Elevators fallen, von diesen emporgehoben und über eine selbsttätige Wage auf eine Förderbahn entleert werden, das über den großen schrägen Taschen des Silos läuft. Von hier aus kann die Kohle an den geeigneten Stellen abgeworfen werden und fällt in die schrägen Silotaschen. Die Schräge derselben bietet den großen Vorteil, daß die Kohle nicht hoch fällt, so daß nicht viel Bruch entsteht, der von geringerem Werte ist. Vorteilhaft ist ferner die geringe Lager-



Kohlenflöz aus Eisenbeton.

höhe, die Hitze und Selbstentzündung hintanhält, die Möglichkeit der Einlagerung verschiedener Kohlenarten und der große Füllungsraum. Soll die Kohle ins Kesselhaus geschafft werden, so läßt man unten aus den Taschen die entsprechenden Mengen auf ein Förderband fallen, das die Kohle zu demselben Elevator schafft, von dem aus sie oben durch ein zweites Förderband direkt zum Kesselhaus geführt werden kann.

Die Rolandsfiguren, die sich ausschließlich in Mittel- und Norddeutschland finden, haben ursprünglich verschiedene Bedeutung gehabt. Drei verschiedene Typen sind nachweisbar: in Magdeburg, in Bremen und in Halle. Das Rolandsbild der letztgenannten Stadt, das heute noch an der Südostecke des „Roten Turms“ auf dem Markte zu sehen ist, stammt aus dem Jahre 1719 und ist die vier Meter hohe, steinerne Nachbildung eines hölzernen Rolandsbildes, das schon 1426 urkundlich erwähnt wird. Der Tracht nach stammt dieser Roland jedoch aus dem 13. Jahrhundert. Im Unterschied zu den anderen Rolandsbildern, die einen geharnischten Ritter darstellen, trägt die hallische Ge-

stalt den herabwallenden faltigen Mod der damals höfischen Mode. Am Gürtel hängen Amsontafel und Messerscheide. Die Gestalt ist barhäuptig, trägt aber über den Schultern einen Mantel, den eine Spange auf der Brust zusammenhält. In der rechten Hand trägt sie das aufgerichtete, entblöhte Schwert. Es ist das Nichtschwert, und die Gestalt ist niemand anders als der Burggraf von Magdeburg, der in Halle als Beamter des Erzbischofs das oberste Gericht inne hatte. Das Bild stellt den Richter dar, wie ihn der „Sachsenspiegel“, das älteste deutsche Rechtsbuch, beschreibt: „Wo man dinget bei Künigsbann, da sollen weder Schöppen noch Richter Skappen aufhaben, noch Hut noch Mütchen, noch Hauben noch Handschuhe. Mäntel sollen sie auf den Schultern haben. Ohne Waffen sollen sie sein.“ In Flüssen der Statue standen die Richterbänke, wo der Schultheiß, der Vertreter der Burggrafen, mit den Schöffen sich niedersaß. Schöffen und Schultheiß wurden vom Burggrafen beim Eintritt ihres Amtes „in den Moland“ eingewiesen. Das Bild war demnach nichts anderes als das Wahrzeichen der landesherrlichen Gerichtsbarkeit, wie an anderen Orten das Kreuz mit Galgen und Rad. In Schiermach z. B. standen an den Grenzen des Stadtgebietes vier Friedekreuze und ein Kreuz auf dem Markt, „daran ein galgen und rat und die hand gottes under sich zu bedeuten das der gromherz das hochgericht hat“. Auf dem Marktplatz wurden ja auch die Verbrecher hin gerichtet.

Wie kam aber diese Figur zum Namen Moland? Der Name scheint ihr vom Volke im 15. Jahrhundert beigelegt worden zu sein und drang aus dem Volkstum allmählich in die Urkunden ein. Die Geschichte des Magdeburger Molands, der im Dreißigjährigen Kriege vernichtet wurde, gibt über die Bedeutung der Bezeichnung Aufschluß. Auch in Magdeburg stand der Moland auf dem Markte, er stellte aber einen Mitter dar im Harnisch, ohne Schild, das entblöhte Schwert in der rechten Hand. So stellte das zeitgenössische Geldentbild den Helden der Monevalschlacht dar, als er den Schild und auch sein Horn Olyphant verloren hatte und nur noch das Schwert Turandau besaß. Um ahnte schon im 13. Jahrhundert die „goldene“ Jugend in den Städten die höfischen Turniere und Wappenspiele nach. Besonders beliebt waren jenenische Darstellungen aus den höfischen Heldenliedern. Als Pfingstspiele, bei denen sich die Patrizieröhne im Hauen und Stechen übten, werden erwähnt der Schildbaum, die Tafelrunde, das Graßspiel und das Molandspiel. Den Mittelpunkt des Molandspiels bildete der gemeinsame Angriff auf die obengenannte Statue. In fast allen Städten Norddeutschlands bis nach Magdeburg hinauf waren solche Molandspiele im Schwang. Diese Spiele wurden auf Kosten der Stadt vom Rat auf dem Marktplatz ausgerichtet.

Bremen ist die erste Stadt, die einen steinernen Moland 1401 errichtete, und zwar als stolzes Wahrzeichen der „von Karl dem Großen und anderen Fürsten“ der Stadt verliehenen Freiheiten und Rechte. Die Stadt besaß sich damals auf dem Höhepunkt ihrer wirtschaftlichen Macht und in Streitigkeiten mit Lübeck und Hamburg. Dieser Bremer Moland trägt einen Schild mit dem Reichsadler. Die alte Bedeutung des Molands als Spielfigur scheint damals schon in Vergessenheit geraten zu sein, denn eine große Zahl anderer Städte folgte dem Beispiel Bremens über kurz oder lang nach. An der Stelle der hölzernen Molande erhoben sich als Wahrzeichen städtischer Macht und Privilegien die Miesebilder aus Stein. Reichstädte so gut wie Landstädte haben ohne Unterschied solche errichtet. Gewöhnlich gab die Verleihung der hohen Gerichtsbarkeit durch den Landesherrn oder Kaiser den Anlaß; so in Wendenburg, Stendal und Prenzlau. Der erwähnte Anlaß und die weitberühmte Richterfigur in Halle, die nun auch den Namen Moland erhielt, führte zu der Auffassung des Molandsbildes als Wahrzeichen des Hochgerichtes, des Reichbildrechtes. In manchen Orten kam Ausgange des 15. Jahrhunderts die Vorstellung auf, der Besitz eines Molands bedeute die politische Freiheit, die Reichsunmittelbarkeit. Das war um so eher möglich, als gerade jetzt die Landesfürsten überall die ersten Versuche machten, eine zentralisierte, absolutistische Herrschaft zu begründen. Auch hier ging das Freiheitsstolze Bremen voran. Der Moland wird der Schutzpatron des ganzen Gemeinwesens. Die Zitte aber, solche Symbole irgendeiner Macht und Untergewalt aufzurichten, ist uralte und hängt in letzter Linie mit den Marktzeichen zusammen. In ältester Zeit war jeder Markt königlich; auf ihm herrschte Königsfriede; der königliche Vogt richtete unter Königsbann. Dieser besondere Schutz und Friede des Königs wurde durch das Aufrichten des Marktzeichens verkündet. Solche Marktzeichen, die somit auch Gerichtszeichen waren, sind Fahne, Schwert, Schild, Hand, Handschuh, Hut, Strohwisch. Aus dem Markt entwickelte sich die Stadt, aus dem einfachen Marktzeichen das steinerne Miesebild des Moland.

* Wir entnehmen diese kleine Plauderei einem kürzlich bei Kaden & Co. (Dresden) erschienenen Büchlein Ernst Umslohs, das den Titel trägt: „Aus meinen vier Pfählen“, Preis 1,25 Mk. Hinter dem Pseudonym Umsloh verbirgt sich kein anderer, als der Leiter unserer Bildungsbestrebungen, Genosse Heinrich Schulz. Sein Buch, das Ergebnisse und Plauderkunden mit seinen eigenen Kindern in scharf pointierten, knappen Skizzen widerspiegelt, interessiert besonders durch die betonte Natürlichkeit der Beziehungen zwischen Eltern und Kindern. Alle Fragen, die behandelt werden, schwimmen an der Oberfläche des Lebens, werden also in jedem mit Kindern gesegneten Haushalt irgendeinmal aufgeworfen. Eltern und Kinderfreunden, die es ernst und aufrichtig mit den Kleinen meinen, quillt daher aus dem vorliegenden Buche eine reiche Fülle reifer Erfahrung. Besonders proletarischen Erziehern, denn in jeder der Kleinen Skizzen strebt die Tendenz und das Bestreben, wahr zu sein und durch Erkenntnis zur Wahrheit zu führen. Organisch zugehörig zu den Kleinen Plaudereien, von denen eine Anzahl erstmalig in der „Neuen Welt“ abgedruckt werden, sind Zeichnungen von Kindeshand, die durchweg überaus charakteristisch für Anschauung und Aufnahme-fähigkeit des Kindes durch das Auge sind. Dem hübsch ausgestatteten Büchlein ist eine weite Verbreitung zu wünschen.